Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 23 (1967)
Heft: 2

Artikel: Nachdenkenswertes
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420906

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

halte ich dafür... wenn schon „Zweisprachigkeit“, daß beide Sprachen rein gesprochen werden sollen.

Bewundern Sie vielsprachige Menschen?

Wenig, sie „können“ mehrere Sprachen, weil sie für Sprachen ein gewisses Talent haben, wie andere Schüler vielleicht für Geographie, Theologie, was weiß ich.

Und doch geht der Trend dahin, Englisch beispielsweise...

Ich sagte Ihnen schon, aus beruflichen Gründen ist das verständlich. Wir brauchen Menschen am Schalter des Flughafens, im Übersetzungsbüro, und dieser Beruf stellt ein Ziel dar. Vielsprachigkeit an sich ist aber Unsinn. Die meisten Menschen kennen ja kaum ihre Muttersprache!

Allerdings... Und das ist bedenklich.

Mehr: es ist ein Verlust, der tief gehen kann.

Paul Laurent („Schweiz. Kaufmänn. Zentralblatt“)

Nachdenkenswertes

In den Jahren der Abwehr gegen den Nationalsozialismus hatten wir uns den vermehrten Gebrauch des Dialekts angewöhnt. Aber „Gebrauch“ und „Pflege“ sind nicht ein und dasselbe. Die Entartung des Dialekts zum schweizerisch-hochdeutschen Mischmasch und zum Jargon, zu jenem Schweizerdeutsch, das es eben gerade nie gegeben hat, vermindert das Gefühl für die Würde der Sprache und schwächt die Kraft der geistigen Abwehr. Es zeugt gerade nicht von überlegener geistiger Haltung, wenn wir unsere hochdeutsche Sprachkultur vernachlässigen, dafür aber vorbehalt- und gedankenlos alle möglichen Amerikanismen übernehmen.

Peter Dürrenmatt
(Chefredaktor der „Basler Nachrichten“)

*

Für jeden von uns versteht es sich von selbst, daß die Menschheit sich in Sprachgemeinschaften gliedert, daß kein Einzelner sprachlich aktiv werden kann als Individuum, sondern nur als Glied einer Sprachgruppe, und daß alles sprachliche Tun gegenstandslos wird, wenn dieser Gemeinschaftsanteil fehlt.

Leo Weisgerber

*

Der Volksverführer hat in diesem Land keine Chance. Nie wird sich die Eidgenossenschaft unter den Peitschenschlägen zündender Parolen zur botmäßigen Volksgemeinschaft zusammentreiben lassen: die Sprachgrenzen gleichen unfehlbaren Sicherungsschoten der Demokratie, sie trennen die Gefolgschaft vom Demagogen, sie zwingen zur Disziplin der übersetzbaren Ausdrucksweise und verbauen den Höllenweg in den unartikulierten Wortrausch. In der Übersetzung verlieren die gewaltigen Wortbilder ihre Sprengkraft. Nur die Vernunft des Arguments behält ihr ursprüngliches Gewicht, nur sie kann langsam wirken. Sie ist die fünfte Landessprache, die jedermann versteht.

Selbst die größte Sprachgruppe des Landes ist vor den Gefahren des Sprachchauvinismus gefeit. Der Dialekt (oder besser: alle Spielarten des Dialekts in der deutschen Schweiz) verniedlicht, er gehört in die Intimität der Familie. Er verbietet den dramatischen Ausdruck. Der Dialekt ist Konversation, niemals Deklamation.

Das mag hinreichend erklären, warum in der Schweizerischen Eidgenossenschaft mit Reden keine Politik gemacht wird. Auch *Carl Spitteler* ist nicht die Ausnahme, welche die Regel bestätigen würde, denn er hielt keine Rede, als er vor fünfzig Jahren seine Gedanken über den „Schweizer Standpunkt" entwickelte. Jedes Wort, das er sprach, war abgewogen, kein Satz war überhöht. Mit seinen Mahnungen zwang er die Zuhörer zur Besinnung, er dämpfte die gefährliche Kriegsbegeisterung diesseits und jenseits der Saane und führte wie ein Staatsmann klug zusammen, was damals gefährlich auseinanderstrebte. Sein Vortrag, mit dem er sich in das Buch unserer Geschichte eintrug, wurde sofort zum Dokument der schweizerischen Neutralität.

Rolf R. Bigler
(Chefredaktor der „Weltwoche")

*

Das Wort ist in der Sprache nur noch als Etikette oben auf das Ding leicht hineingestreift — ebenso leicht kann es wieder weggestreift werden. Die Etikette zeigt nicht einmal mehr an, daß ein bestimmtes Ding darunter ist, sie zeigt nur an, daß überhaupt hier irgend etwas ist, das Wort ist nur noch Signal. Es ist manchmal nicht mehr eine deutliche Gliederung von Vokalen und Konsonanten da, sondern diese sind zusammengezogen zu einem einzigen Laut, einem Pfiff. Der Pfiff und das Signal ersetzen in der Welt der Flucht das Wort. *Max Picard*

*

Als 15. Band einer Reihe medizinischer Werke erschien 1964: „Pseudohypoparathyreoidismus und Pseudo-Pseudohypoparathyreoidismus".
Welcher Nichtfachmann kann den Titel ohne anstoßen lesen? Welcher Nichtfachmann kann ihn (trotz Griechischkenntnissen!) verstehen?
Ist man hier nicht an eine Grenze gelangt, die von unserer, ja von Thomas Manns und Goethes Sprache nicht mehr überschritten werden kann? Es gibt Wissenschaften, wie die Tier- und Pflanzensystematik oder die Chemie, die auch von unserer künstlich erweiterten griechischlateinischdeutschen Sprache nicht mehr erfaßt werden können. *Charles Tschopp*

*

Es ist heute niemandem mehr möglich, sich in allen Wissensgebieten, die ihn interessieren, auf dem laufenden zu halten; denn jedes Teilgebiet ist an sich schon so ausgedehnt und so weit von seinen Anfängen entfernt, daß man beim Lesen einer „fremden" Fachzeitschrift sozusagen kein Wort versteht. Das geht so weit, daß sich sogar Naturwissenschaftler aus verschiedenen Fachgebieten nicht mehr ohne weiteres verständigen können, ja, es kommt vor, daß sie denselben Ausdruck für ganz verschiedene Dinge verwenden. Das „Plasma" des Plasmaphysikers z. B. ist etwas total anderes als das „Plasma" des Biologen oder des Hämatologen.
Aus dem Versuch, zwischen den verschiedenen Wissensgebieten Verständnisbrücken zu schlagen, so daß z. B. der Jurist sich über Genetik oder die Laborantin sich über Nationalökonomie

unterrichten kann, ist eine neue Gattung von Literatur entstanden, die man Vulgarisierungsliteratur nennen könnte. *Vulgaris* ist in diesem Zusammenhang als „gemeinverständlich" zu verstehen. Wenn ein Arzt seinem Patienten dessen Krankheit erklärt, vulgarisiert er, was er sagen will. Er braucht nicht die Ausdrücke, die für die Beschreibung einer Krankheit im Laufe der Entwicklung der Medizin geschaffen worden sind, sondern sucht Worte der Alltagssprache, die für das zu Sagende möglichst geeignet sind, damit der Patient wenigstens eine Ahnung davon kriegt, was ihn krank macht. Solche Ahnungen können natürlich auch zum berüchtigten Halbwissen und damit zu falschen Meinungen führen, und man nennt demnach vulgarisierende Literatur häufig „pseudowissenschaftlich". Das ist ein schlechtes Wort, weil *pseudo* = ‚falsch' einen moralisch negativen Sinn hat, während doch eine gemeinverständliche Ausdrucksweise die äußerst wertvolle Möglichkeit in sich birgt, ein Verständigungsmittel zu sein, das die Abgründe zwischen Menschen verschiedener Berufe überbrücken hilft.

(Aus der „Weltwoche", zu einem Taschenbuch „Virus- und Molekularbiologie" von Prof. W. Weidel, Max-Planck-Institut für Biologie in Tübingen)

*

Am sprachlichen Ausdruck lag ihm besonders viel, und in der wissenschaftlichen Abhandlung ebenso wie im Essay oder im Vortrag vor einem breiteren Publikum war sein Stil von höchster Eleganz und vollendetem Klang, nicht nur im Deutschen, sondern auch im Englischen — aber doch hat er etwa unter dem „Joch der fremden Sprache" geseufzt.

(Aus einem Nachruf auf Hermann Weyl, *der „einer der größten Mathematiker unserer Epoche" war, geboren 1885 in Holstein, 1913—30 Professor an der ETH, 1930—33 in Göttingen, 1933—51 am Institute for Advanced Study in Princeton, USA, von 1951 an im Ruhestand wieder in Zürich bis zu seinem Tode 1955)*

*

Ein zweites Buch, welches den Namen Feer in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, ist die „Diagnostik der Kinderkrankheiten", 1921 in erster, 1947 in fünfter Auflage erschienen. Dieses Buch

ist ein Musterbeispiel, wie man mit wenigen Worten sehr viel sagen kann, und ist heute noch eine Fundgrube für jeden klinisch forschenden Pädiater. Daß Feer zu solchem Ruhm emporwachsen konnte, verdankte er seiner großen Intelligenz, seinem in hohem Maße entwickelten Pflichtbewußtsein und nicht zuletzt der festen Verwurzelung in Religion, Heimat und Familie [und in seiner Muttersprache, dürfen wir wohl beifügen].

(Aus einem Gedenkartikel des bekannten ehemaligen Chefarzts des Kinderspitals Zürich, Professor Guido Fanconi, *zum 100. Geburtstag von* Emil Feer, *dem Begründer der weltberühmten Zürcher Schule der Kinderheilkunde)*

*

Du schreibst in einer Kunstsprache, denn du schreibst anders, als du sprichst. Dein Wortschatz ist angelernt. Das sollte dich aber weiter nicht betrüben. In einer intellektuellen Kunst schafft dies erst das richtige Verhältnis zur Sprache — nicht einfach darüber verfügen, sondern sie erwerben und ausbauen. Die Lektüre von Wörterbüchern gehört denn auch zu deinen Lieblingsbeschäftigungen — da kannst du einmal staunen, wieviel der Mensch zu benennen im Stande ist und wofür dir im Notfall nichts einfällt. Nun kann man dir deine Sprache übelnehmen. Es gibt die Helvetismen. Wenn ein deutscher Dichter das Wort „versorgen" benutzt, und damit meint, „etwas in eine Schublade einordnen", kann dies als Sprachschöpfung gefeiert werden — als Schweizer mußt du darauf verzichten, „versorgt" zu werden. Wenn du zum Beispiel das Wort „Pedell" schreibst und gleichzeitig von zürcherisch-lokalen Verhältnissen sprichst, wird dir das jeder Zürcher verargen. In Bern und in Basel verstehen sie es zwar gleich. Aber die Zürcher haben in solchen Fällen „Abwarte". Das versteht zwar niemand, und deswegen darfst du es auch nicht benutzen. Es ist lächerlich, ein schweizerisches Wort zu verwenden, wenn es ein entsprechendes in der Schriftsprache gibt. Dann aber, wenn dies nicht der Fall ist, soll das schweizerische bevorzugt werden: wieviel trefflicher ist das Wort „zöpfeln" als „Zöpfe flechten". Helvetismen — das ist der sprachliche Nachteil, der sich in eine artistische Chance verwandeln läßt.

Hugo Loetscher *(Verfasser von „Die Kranzflechterin"; in einem Aufsatz „Beim Aufräumen, nachdem das Manuskript abgegeben ist")*

*

Man wendet sich gegen die bildlichen Ausdrücke und Vergleiche. In einer gewissen Literatur haßt man sie sogar: Wie etwas ist, soll man unmittelbar sagen, nicht mit Vergleichen andeuten. Diese Einstellung ist in einem bestimmten Grade gut und richtig. Es gibt tatsächlich Schilderungen, die gleichsam mit Metaphern bestickt sind (aber um das auszudrücken, brauche ich selbst wieder eine Metapher!).

Zwar so einfach ist es doch nicht. Nicht nur ist die ganze Sprache ein „Herbarium von Metaphern", sondern das Metaphorische liegt zudem im Erlebnis und in der Anschauung selbst.

Eben komme ich von einem Sturzacker. Ich betrachtete ihn mit der unmittelbaren, nicht gesuchten und nicht gefundenen Empfindung, ein bewegtes, braunes Meer vor mir zu haben mit kleinen, aber tückischen Wellen, wie sie über Untiefen entstehen; braun, wie es dort der Fall ist, wo der Grund von den Wellen mitaufgewühlt wird. Ich muß das Meer erwähnen, wenn ich mein Erlebnis schildern will. Schreibe ich vom Sturzacker, der wie ein Meer aussah. Oder vom Meer des Sturzackers? Oder vom Ackermeer? Von Schollen wie Wellen, von Wellenschollen oder Schollenwellen . . . ?

Metaphern sind keine bloßen Blümlein, keine bloßen Stilmittel, sondern Notwendigkeiten und hangen vielleicht mit einem tiefsten Vermögen des Menschen zusammen. *Charles Tschopp*

*

Noch zu keiner Zeit wie der unsern hat man über die Sprache nachgedacht, über ihre Baugesetze, Formen, Möglichkeiten — und dann natürlich auch über ihr Wesen. Doch nicht nur die Philosophie bedenkt auf ihre Weisen das durch Sprache stattfindende Denken; die Dichtersprache beunruhigt die Fragesteller wie ein Welträtsel, das allenfalls gewissen „Lösungen" entgegen bewegt werden könnte. Das Märzheft [1959] der „Schweizer Monatshefte" bringt von Hermann Hesse einen Brief, der vom Abenteuer des Dichters mit der Sprache handelt und die Sprache als eine ungeheure, dynamisch auf den Dichter einwirkende Macht darstellt. Eine Stelle aus Hesses Brief:

„Der lyrische Dichter, wie ich ihn sehe oder in mir erlebt habe, ist beim Dichten nicht nur darum bemüht, seine Gedanken oder Empfindungen mit Hilfe seiner Mittel möglichst gut auszudrücken. Sondern während er das tut, kommt ihm aus den Urkräften der

Sprache, den mythischen und magischen, den klanglichen und rhythmischen, den malenden und den beschwörenden, beständig etwas entgegen, was nicht von ihm ist, was ihm aber hilft und ihn zugleich sehr oft von dem weglockt, was er gewollt hat. Sein Werkzeug, die Sprache, ist eben nicht nur Werkzeug und tot, sondern ist eine schöpferische Macht, weniger vernünftig aber viel mächtiger als der Dichter. Indem er ein Wort hinsetzt, mit dem er nur etwas Begrenztes und Subjektives auszudrücken meint, kommt ihm aus dem Wort oft eine Mahnung, ein Strom von Assoziationen akustischer, optischer, gemüthafter Art entgegen, der ihn anderswohin mitnimmt, als der Herr zu steuern vorhatte. Was also am Ende in einem Gedicht entsteht und es von einem rationalen Text unterscheidet, ist etwas Einmaliges, nicht wiederholbar, nie ganz identisch mit dem vom Autor ursprünglich Gewollten, und gerade das ist es, was man, ob wissentlich oder unbewußt, daran liebt." (Aus der „Tat", Zürich)

*

Die Sprache von der Sprache aus retten wollen, heißt Scharlach an den Scharlachflecken behandeln. Wo das, was mit unserer Mundart vorgeht, wirklich mehr als ihre natürliche Wandlung ist, durch die sie im Lauf der Jahrtausende das Leben behielt, da kann ihr Verfall mit der Umsicht der Schulmeister nicht aufgehalten werden. Die Sprache hängt so sehr mit der seelischen Struktur des Volkes zusammen wie der Atem mit dem Zustand der Lunge. Sie behielt ihre Plastik so lange, als es der Nation gegeben war, aus der Natur zu leben, in der Anschauung zu wirken; der Bauer war da schon immer am besten dran, der Handwerker gab dem Material seine Blutwärme; heute, da die Arbeit mit einem Minimum der Glätte vor sich geht, nimmt aller menschliche Ausdruck die Art des Automatischen an; weil die gewonnene Muße demselben Betrieb wieder zugeleitet, im selben Betriebe mißbraucht und jeder schöpferischen Anwendung entzogen wird. Es ist das schauerliche Jahrhundert, da die einen Nachtschicht arbeiten, die andern ihren Beruf im Müßiggang verlernen. Es ist das schauerliche Jahrhundert, in welchem Vielwisserei der Jugend für Menschenbildung und ökonomisches Erfordernis gehalten wird. Es ist das schauerliche Jahrhundert, das Stanzware von Dogmen über die Völker ausschüttet, das Denken gängelt und die Freiheit knutet. Es ist unser Vaterland aus Männerchor-

patriotismus, die Demokratie begüterter Rechtsanwälte, das Tummelfeld von Merkantilismus und Schematismus, wo ein Volk seinen Mutterwitz, sein Sprachschöpfertum und eine Dichtung erhalten soll! *Albin Zollinger* („Die Zeit", Juli 1937)*

Panorama der deutschen Sprache

Wozu ein Goethe-Wörterbuch?

Von Wolfgang Schadewaldt

Professor Dr. Wolfgang Schadewaldt gab 1946 in der Berliner Akademie der Wissenschaften die Anregung zu dem Goethe-Wörterbuch, dessen erste Lieferung kürzlich erschienen ist. Er legt in der folgenden Betrachtung den Sinn dieses großen Unternehmens dar.

Wenn die Arbeit am Goethe-Wörterbuch sich auf ein Werk von fünf Bänden zu je 1000 zweispaltigen Seiten und auf den Zeitraum eines halben Jahrhunderts erstreckt, ist selbstverständlich die Frage berechtigt: Warum überhaupt ein solcher Goethe-Thesaurus? Wozu ein Wörterbuch von einem Dichter, den wir ja alle lesen können, den wir ja alle verstehen? Nun, die Meinung, daß wir Goethe immer richtig verstehen, ist ein Irrtum. Die Sprache wandelt sich und hat sich seit Goethes Zeiten erheblich gewandelt. Es gibt eine ganze Reihe recht interessanter Zeugnisse dafür.

Zum Beispiel erzählt Goethe, daß er mit seiner damaligen Braut Lili Schönemann „nachts" spazierenging. Im 18. Jahrhundert ein junges Mädchen nachts mit einem jungen Mann spazierengehen? Das ist doch ganz ausgeschlossen! Aber: Goethe versteht unter „nachts" die Zeit bei Beginn der Dunkelheit, und „Abend" kann bei ihm schon beginnen nachmittags um vier Uhr. Das heißt also: „nachts" war nicht irgendwie in tiefer Nacht, sondern, sagen wir, um acht Uhr, weil es um diese Zeit dunkel wurde. Goethe hat

*Hier abgedruckt nach dem Traugott-Vogel-Heft der Zeitschrift „Schwyzerlüt" (1/1966, S. 15).